

# QUERWELTEIN – Fünf Jahre ohne Rückfahrkarte

(Klaus Deckenbach/ Miriam Hurler)



Ich suche in der Umgebung von Johannesburg nach Arbeit. Nach einigen Absagen gerate ich an einen Schweizer, der mich an den Chef von „Rustic Furniture“ vermittelt. Dieser sucht nämlich gerade einen Schreiner. Nach einem ersten telefonischen Kontakt treffe ich schon am nächsten Tag mit meinen ganzen Habseligkeiten in Honeydew ein und spreche bei Peter vor. Er ist Engländer und mit Wendy, einer südafrikanischen Frau, verheiratet. Seine Auftragsbücher sind prall gefüllt, daher soll ich sofort anfangen. Wir vereinbaren ein Gehalt, von dem die Mietkosten für das kleine Wohngebäude, das ich beziehen darf, abgezogen werden.

Die Stadt Honeydew liegt oberhalb von Soweto, rund dreißig Kilometer nordwestlich von Johannesburg. Die Schreinerei befindet sich auf einem acht Hektar großen Farmgelände mitten in einer wunderschönen Landschaft. Es gibt Berge, Bäume, Wiesen und im Tal plätschert ein Fluss. Drei Hunde, sieben Katzen, fünf Pfauen und jede Menge Hühner leben hier und nachts erklingt das Geheul von wilden Kojoten, die irgendwo herumstreunen. Jeden Morgen bei Sonnenaufgang genieße ich ein vielstimmiges Vogelkonzert. Zur Farm gehören außerdem eine Pizzeria, die ein schottischer Koch betreibt, sowie ein großer Ausstellungsraum für Mustermöbel.

In der Tischlerei werden ausschließlich Massivholzmöbel hergestellt. Meine Aufgabe besteht darin, neue Möbel zu entwickeln, die alten zu verbessern und nebenbei noch die zehn Arbeiter anzuleiten. Das ist eine echte Herausforderung! Nicht nur, dass die Werkzeuge und Maschinen in schlechtem Zustand sind, die schwarzen Mitarbeiter haben auch keine Berufsausbildung, die mit einer deutschen vergleichbar wäre.

An den Wochenenden stürze ich mich mit anderen Gesellen ins Nachtleben. Einmal bin ich alleine unterwegs nach Downtown Johannesburg, „Jo-burgh“ genannt. Peter leiht mir dazu sein Auto. Wie ein besorgter Vater warnt er mich vor den „Tsotsies“, den schwarzen Jugendbanden, die in den Nächten mit Klappmessern ihr Unwesen treiben. Die Tsotsies versetzen mir in dieser Nacht keinen Stich, dafür trifft mich ein anderer Anblick umso mehr: Mehrere Gruppen von drei bis zwölf schwarzen Kindern und Jugendlichen hocken um einen Kanister oder reichen ihn herum. Mal beinhaltet er Benzin, mal alte Klebstoffreste. Die Kinder nutzen diese Substanzen als billigen Ersatz für illegale Drogen, um in eine Rauschwelt zu flüchten. Sie schnüffeln und inhalieren. Einige von ihnen haben schon glasige Augen. Beim



Zusehen wird mir ganz elend zumute. Dazu klingt mir Peters Warnung noch in den Ohren, sodass ich schnellstmöglich den Heimweg antrete.

Die Arbeit macht mir große Freude. Ich darf Möbel entwerfen und meiner Kreativität freien Lauf lassen. Mein Hauptanliegen ist aber die Anleitung der Arbeiter. Was für eine Herausforderung, Personen ohne Schul- und Berufsausbildung beizubringen, wie man mit Werkzeugen und komplizierten Maschinen umgeht oder wie Tische, Stühle, Betten und Rundtische hergestellt werden.

Kürzlich wurde Brian eingestellt, ein Brite, der schon länger in Südafrika lebt und bisher in einer Goldmine gearbeitet hat. Mit meinem Chef ist er entfernt verwandt. Seine Hauptaufgabe hier in Honeydew ist das Ausliefern der Möbel. Die schwarzen Arbeiter redet Brian mit *Boys* an, doch wenn er über sie redet, verwendet er den abwertenden Begriff *Kaffer*. Ich suche das Gespräch mit ihm und erkläre, dass er die Mitarbeiter respektvoll mit Namen ansprechen und auf das rassistische „Kaffer“ verzichten solle. Von da an verschlechtert sich unsere Beziehung und ich ahne, dass ich mit diesem Typen noch aneinandergeraten werde.

An einem späten Nachmittag kehrt er mit dem Lieferwagen von einer Tour zurück, an seiner Seite sitzt ein weißer Teenager. Vor dem Gatter zur Farm hält er an und hupt anhaltend. Johnny, der jüngste Mitarbeiter, bricht seine Arbeit abrupt ab und spurtet die ungefähr 800 Meter zum Gatter. Brian bleibt bequem hinter dem Lenkrad sitzen und wartet, bis Johnny ihm das Gatter geöffnet hat, dann fährt er in aller Seelenruhe durch. Ich ringe um Beherrschung, reiße mich jedoch zusammen und spreche erst nach Feierabend mit ihm. „Ich will nicht, dass du die Arbeiter von der Arbeit wegholst, nur damit du deinen faulen Hintern nicht bewegen musst! Beim nächsten Mal machst du das Gatter gefällig selbst auf!“ „Wieso? So was ist doch der Job von Kaffern“, meint er lässig.

Einige Tage später wiederholt sich die Szene. Brian steht wieder mit dem Wagen am Gatter und hupt. Die schwarzen Mitarbeiter halten in ihrer Arbeit inne und sehen mich abwartend an. „Keiner von euch geht!“, sage ich. Brian hupt unbeirrt weiter. Jetzt spurte ich die Anhöhe hoch und öffne das Gatter, aber nur einen Spalt breit. Dann öffne ich die Fahrertüre, packe Brian am Kragen und ziehe ihn heraus. „Das machst du nicht noch mal! Mach das Gatter in Zukunft selbst auf – hast du verstanden?“, schreie ich ihn an. Er ist völlig perplex und verärgert. Ich schließe das Gatter hinter mir und kehre zurück in die Werkstatt.

Bei der Arbeit haben wir alle Hände voll zu tun und liefern viele Möbel aus. Reklamationen gibt es so gut wie nie, dennoch nehmen Druck und Hektik immer mehr zu. Einige Mitarbeiter murren und klagen. Angeblich hat Peter den Arbeitern schon seit Wochen keinen Lohn mehr ausbezahlt. Die Beziehung zwischen den Angestellten und ihrem Chef ist



von Misstrauen und Angst geprägt. Eines Tages lässt Peter aus einem unwichtigen Anlass alle in einer Reihe antreten und hält eine Ansprache. Mitten in seiner Rede holt er plötzlich aus und schlägt Johnny ins Gesicht. Was steckt hinter dieser Aggressivität, frage ich mich. Weil die Lage so angespannt ist, verschaffe ich mir im Büro einen Überblick über die wirtschaftliche Situation der Firma. Die Auftragslage ist gut, wir haben viele Bestellungen abzuarbeiten. Doch es kommt ans Licht, dass Peter hoch verschuldet ist. Außerdem hat er die Preise für die Möbel seit fünf bis sieben Jahren nicht erhöht, während sich allein die Kosten für den Materialeinkauf in dieser Zeit mehr als verdoppelt haben. Offensichtlich ist momentan jeder Auftrag, den wir ausführen, ein Verlustgeschäft für die Firma. Die Erkenntnis bedrückt mich, und doch bin ich dankbar, dass ich nun Bescheid weiß. Was wir brauchen, ist ein Befreiungsschlag.

In der kommenden Zeit stößt Peter möglichst viele Aufträge ab. Ich erkläre ihm Formeln, damit er den Holzverschnitt berechnen kann. Wir erhöhen die Preise und erstellen neue Angebote. Die Krise sorgt auch dafür, dass wir neue Möbelstücke und Designs entwerfen.

Sonntagmorgen. Ich liege noch im Bett, da klopft es plötzlich an meiner Wohnungstür. Als ich öffne, sehe ich James, einen jungen Mitarbeiter. Er hält sich den Unterleib und sagt, dass er schon seit mehreren Wochen Schmerzen hat. Ich bitte ihn, mir die Stelle zu zeigen. Er zögert erst, aber dann zieht er die Hose runter. Vom Penis bis zur Leiste hat er eine lange, dicke und eiternde Entzündung. Die Geschlechterkrankung schmerzt bereits bei leichtem Druck. Ich ekele mich. Die Situation ist mir sehr peinlich, und doch fühle ich mich geehrt, dass James sich mir anvertraut. Das muss sich ein Arzt ansehen und behandeln! „Mit wem hast du die letzten Wochen Sex gehabt?“, frage ich ihn. Er antwortet nicht. Ich erkläre ihm eindringlich, dass die Sache wichtig und auch ansteckend ist. Er soll darüber nachdenken und die Person informieren, damit auch sie zum Arzt geht. Aber jetzt ist erst einmal James dran. Ich begleite ihn auf der Suche nach einem Arzt. Schon bald merke ich, dass dies viel schwieriger ist als angenommen. Es ist fast unmöglich, ein Krankenhaus oder auch nur einen Arzt zu finden, der sonntags behandelt und noch dazu bereit ist, einen Schwarzhäutigen zu untersuchen. Fast drei Stunden telefonieren wir herum, bis ich einen Arzt finde. Doch als wir vor ihm stehen, erklärt er uns, dass dies eine Privatklinik sei, in der keine Schwarzen behandelt würden. Es käme uns teuer zu stehen, wenn er sich James ansehen würde. Ich könnte den Kerl am Kragen packen, so wütend bin ich.

Noch zweimal müssen wir Ähnliches erleben. Ich frage mich, wie es James wohl geht, wenn er ständig solchen Erniedrigungen ausgesetzt ist. In Johannesburg warten wir über zwei Stunden in einer Klinik, bis wir auch nur wahrgenommen werden. James redet mit der



Krankenschwester in Afrikaans. Sie teilt ihm mit, dass sie ihn nicht behandeln werden, und gibt ihm die Adresse eines anderen Hospitals. Dort solle er es versuchen. Langsam reicht es mir. Ich protestiere: „Vielleicht könnte sich das erst mal jemand ansehen, bevor ihr uns hier wegschickt!“ Als die Krankenschwester kontert, dass er schließlich Schwarzer sei, werde ich laut. Sofort eilen drei Sicherheitspolizisten mit Schlagstöcken herbei und umringen uns. Glücklicherweise kommt bald ein Arzt zu dem Tumult. Ich sage ihm, dass ich aus Deutschland bin und empört darüber, dass James nicht behandelt wird. Wir erklären kurz das medizinische Problem, und tatsächlich – James wird behandelt! Mit der Hoffnung auf baldige Heilung kehren wir müde und erleichtert von unserer Odyssee zurück.

Dieser Tiefschlag wird von einem anderen Erlebnis noch übertroffen.....

.....

\*\*\*\*\*



\*\*\*\*\*

In Kapstadt quartiere ich mich erst mal in der Jugendherberge ein. Aber lange halte ich es dort nicht aus, der Gestank im Haus ist einfach unerträglich. Dieser Geruch nach Käsefüßen ... mir wird regelrecht schlecht davon! Und dann auch noch dieser Krach überall! Im Gang, im Schlafsaal, in der Küche ... Keine ruhige Minute ist mir hier vergönnt. Deshalb fliehe ich schon früh in den Stadtpark. Dort treffe ich Ali, einen Türken, der in Deutschland aufgewachsen ist. Er ist durch West- und Zentralafrika gereist und in Kapstadt hängen geblieben. Ich finde ihn sehr sympathisch. Wir beschließen, gemeinsam einen Ausflug auf den Tafelberg zu unternehmen.

Auf der Wanderung erzählt er mir, dass er muslimisch aufgewachsen ist. Dann hat er überzeugte Christen kennengelernt, in der Bibel gelesen und ist Christ geworden. „Und jetzt“, so sagt er, „arbeite ich für Jesus.“ Schon wieder so ein Verrückter, denke ich.

Zwei Tage später lerne ich durch eine Zeitungsanzeige einen Deutschen kennen, mit dem ich eine Wohnung teilen und so dem Geruch der Käsefüße entfliehen kann. Allerdings komme ich dadurch vom Regen in die Traufe. Bei Jürgen stinkt es zwar nicht nach Käsefüßen, aber er spricht eine Sprache, die mir fremd geworden ist. Nicht das Deutsch an sich, sondern seine harten und derben Aussprüche, sein Schimpfen und Fluchen. Ich mag das einfach nicht. Richtig unangenehm wird es jedoch, als sich herausstellt, dass Jürgen Pässe und andere Dokumente fälscht. Er wird bereits international gesucht und vier Wochen nach meinem Einzug aufgespürt und verhaftet.

Von irgendetwas muss ich in Kapstadt leben. Ich schlage das Telefonbuch auf und suche nach einem möglichen Arbeitgeber. Dabei werde ich auf eine kleine, aber feine Kunsttischlerei aufmerksam. Der Besitzer, Edzard Osterwald, stellt mich ein. Zusammen mit ihm und seinem Team fertige ich individuelle Massivholzmöbel für die obere Gesellschaftsschicht an. Die Arbeit gefällt mir sehr gut.

Und noch etwas passiert in dieser Zeit. Im Café Plaizer lerne ich Amelie kennen. Für mich ist es Liebe auf den ersten Blick. Ihre Augen und ihre Haut sind haselnussfarben und sie hat eine wunderbare Art, sich zu bewegen und zu sprechen. Ich träume davon, meine freie Zeit an den Wochenenden mit ihr zu verbringen. Auf meine zaghaften Annäherungsversuche reagiert sie leider sehr zurückhaltend, zum Beispiel bringt sie zu unseren Verabredungen immer ihre Freundinnen mit. Dennoch mache ich mir große Hoffnungen.



Das Gefühl der Verliebtheit, die schöne Umgebung und die tolle Arbeit in der Kunstschreinerei lassen in mir den Gedanken entstehen, meine Wanderschaft hier zu beenden. Ich bin ja schon fast drei Jahre und einen Tag unterwegs. Soll ich mich hier niederlassen?

Doch als ich durch den Yachthafen schlendere, geraten die Gedanken ans Sesshaftwerden ins Wanken. Erneut packt mich das Fernweh. Ich höre mich bei den „Neureichen“ um: Ob es hier wohl einen Skipper gibt, der einen Wandergesellen mit aufs Meer nimmt? Die ersten Antworten stimmen mich sehr zuversichtlich. Im Club-Restaurant gebe ich drei Anzeigen auf: „Junger deutscher Handwerker sucht Gelegenheit zum Mitsegeln nach Südamerika, Australien oder Neuseeland.“ Ich hinterlasse meine Postadresse und zwei Telefonnummern und bin gespannt, was passieren wird.

Letztendlich teilt Amelie mir mit, dass sie sich auf eine weitere Ausbildung im medizinischen Bereich konzentrieren will. Ich muss mir eingestehen, dass Amelie an einer Beziehung zu mir nicht interessiert ist. Dies ist ihre Art, mir eine Abfuhr zu erteilen.

Auch in Kapstadt verfolgen mich die politischen Unruhen. Vor einem Jahr wurde Nelson Mandela nach siebenundzwanzigjähriger Haft entlassen. Eine Welle der Begeisterung ging durch Afrika. Vor Freude wurde auf offener Straße getanzt. Doch entgegen vielen Erwartungen eskaliert die Gewalt immer mehr. In den letzten vier Monaten hat es bei Auseinandersetzungen bereits über tausend Tote gegeben. Viele Bilder und Eindrücke prasseln auf mich ein: Demonstrationen in der Stadt, ein nicht genehmigter Protestmarsch vor das Parlament, man fordert die Freilassung einiger Hungerstreikender. Die Polizei ist im Großeinsatz. Überall Verkehrsstaus, Krawalle, Verhaftungen, versteinert blickende Polizisten, hasserfüllte Demonstranten in Gefängniswagen – gleich welcher Hautfarbe. Einige Anstifter werden von schwerbewaffneten Polizisten verfolgt. Sogar ein Taxibus wird gestoppt und Uniformierte schießen blind hinein. Diese üble Gewalt! Warum endet das denn niemals? Das ist doch reine Mordlust und purer Hass. Wie soll ich das verstehen?

Auf einer Zugfahrt zum Kap der guten Hoffnung erlebe ich eine Situation mit Farbigen, die mich tief berührt. Ich sitze in einem Zugabteil dritter Klasse, einem Großraumwagen. An diesem Sonntagmorgen drängen sich auf beiden Längsseiten die Fahrgäste. Jüngere Männer machen Älteren und Frauen Platz und stehen. Ich bin der einzige Weiße an Bord.

Als der Zug losfährt, richtet sich ein etwa dreißigjähriger Mann auf. In der linken Hand hält er eine Bibel, während die rechte jederzeit bereit ist, bei einem Bremsmanöver die Haltestange zu umklammern. In der Xhosa-Sprache liest er laut einen Abschnitt aus der Bibel

vor und hält anschließend eine Art Kurzpredigt. Zwischenzeitlich hält der Zug, einige Fahrgäste steigen aus, andere ein. Der junge Mann spricht weiter. Ein kleiner Junge – vermutlich sein Sohn – hält sich währenddessen an einem Hosenbein des Redners fest und sieht stolz zu seinem Papa auf.

Die meisten Passagiere hören ihm zu, nicken immer wieder und stimmen am Ende der Rede in sein „Amen“ ein. Dann fangen die Menschen plötzlich an, ein „Halleluja-Lied“ in Xhosa zu singen. Obwohl ich die Bedeutung nicht verstehe, trifft es mich mitten ins Herz. Berührt und mit feuchten Augen verlasse ich den Zug. So eine Freude. So eine Freiheit. So ein Glaube. Das hätte ich auch gerne!

